

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 13.

Donnerstag, 16. Januar.

1930.

(17. Fortsetzung.)

Maximum.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Hans Schulze.

Als die geschliffene Karaffe mit der Bowle im Eiskühler schaukelte, knirschte hinter ihm der Kies und Eva trat in den roten Lichtkreis der Lampe.

„Es ist ein Wort von alters her!“, sagte sie, neckend auf den Wein deutend.

Er sah ihr mit frohem Blick in die strahlenden Augen. „Lasset uns trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir tot!“

Dann aßen sie einträchtig und andächtig, was ihnen die vorzügliche Küche des kleinen Lokals nur bieten konnte. Kalbsmilchpasteten und blaue Forellen und nach der jungen Hamburger Gans den Schlager des Kochs, ein berauschendes Eis von eigener Erfindung mit warmer Schokoladentunke. Dazu perlte der Wein in den Gläsern, und das Liebeslied der kleinen Milch Butterflur verströmte in schwermütigen Kantilenen.

„Sie verwöhnen mich wirklich ganz unverantwortlich!“, sagte Eva, als der Kellner jetzt die Käseplatte abräumte und Aschenbecher aufsetzte. „Das war ja schon beinahe ein kleines Hochzeitessen!“

„Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus!“, versetzte Dr. Hardt bedeutungsvoll und suchte den Blick ihrer Augen.

Doch Eva sah jetzt leise errötend zur Seite und spielte mit einem Brotkrügelchen. „Ich dachte, wir wären hier zu einer wichtigen Beratung zusammengekommen!“

Dr. Hardt nickte und begann sein Gesicht in ernste Falten zu legen, aber es wollte ihm doch nicht so recht gelingen.

„Weg mit den Grillen und Sorgen!“, sagte er dann lustig und bot Eva Feiner für die Zigarette. „Wir wollen heute das Leben noch einmal genießen. Wer weiß, ob Herr Landgerichtsrat Korn uns beide morgen nicht auch schon verhaften läßt. Er ist ja augenblicklich gut im Zuge und empfing mich wie ein römischer Triumphator, als ich ihn heute vormittag auf dem Amt aufsuchte. Er hat Fräulein de l'Orme gestern mit einer kurzen Unterbrechung bis in die späten Abendstunden hinein vernommen. Natürlich ist die Kleine dieser seelischen Tortur auf die Dauer nicht gewachsen und unter Schreikrämpfen zusammengebrochen, so daß sie noch in der Nacht auf die Krankenabteilung des Untersuchungsgefängnisses verlegt werden mußte!“

„Wie ist das Gericht eigentlich hinter das Verhältnis dieser jungen Dame zu John Frank gekommen?“

„Das hat unser Freund Korn ganz geschickt angefangen. Er hat nämlich vor kurzem eine genaue Prüfung sämtlicher Banküberweisungen Browns aus dem letzten Halbjahr angeordnet, um festzustellen, ob irgendwelche weibliche Person in dieser Zeit größere Zuwendungen von ihm erhalten hat. Natürlich ist ein so vorsichtiger alter Fuchs wie Brown auf diese Weise nicht zu fangen gewesen, aber man entdeckte, daß während der Monate Mai und Juni die Excelsiorkinogesellschaft mehrfach Summen von 100 000 bis 150 000 Mark erhalten hat. Daraus hat der Untersuchungsrichter dann mit bemerkenswertem Scharfsinn weiter gefolgert. Der sofort vernommene Direktor der Gesellschaft gestand nämlich, in die Enge getrieben, nach

langem Hin und Her endlich ein, daß die Beteufelung John Franks seinem Star, Fräulein de l'Orme, zu verdanken sei, und so kam der Stein allmählich ins Rollen. Fräulein de l'Orme wurde umgehend durch einen Kriminalbeamten nach Moabit beordert und leugnete in ihrer ersten Angst und Aufregung zunächst jede Beziehung zu Brown, was ihr durch das Zeugnis ihres eigenen Direktors natürlich im selben Augenblick schlagend widerlegt wurde. Den gleichen taktischen Fehler beging sie dann, als sie über ihren nächtlichen Besuch in der Villa befragt wurde; hier genügte eine Gegenüberstellung mit dem alten Martin, um sie wiederum sofort der Unaufrichtigkeit zu überführen. Dann aber hatte sie von vornherein jeden Anspruch auf Glaubwürdigkeit bei Gericht eingebüßt, und als sie sich endlich unumwunden zur Wahrheit bekannte und unter anderem auch die Heiratsabsichten Browns ins Feld führte, erzielte sie bei Herrn Korn lediglich einen Heiterkeitserfolg. Inzwischen hatte dieser nämlich durch seinen fieberhaft arbeitenden Beamtenapparat allerlei Material über ihre früheren Beziehungen zu Achim erhalten und ist natürlich überzeugt, daß die beiden nach einem gemeinsamen Plane gehandelt haben, insofern, als Fräulein de l'Orme Herrn Brown im Terrassenzimmer beschäftigt hat, um ihrem finanziell völlig erledigten Freunde unterdes Gelegenheit zu geben, den Schreibtisch des Millionärs nach allen Regeln der Einbrecherkunst auszuräumen! Die Sache liegt für Achim sehr ernst!“, schloß er nachdenklich. „Die Sensationspresse betrachtet ihn, wie Sie aus den heutigen Abendblättern entnehmen können, bereits als verloren, während die Stellung der Öffentlichkeit Fräulein de l'Orme gegenüber nicht ganz einheitlich ist und man ihre Verhaftung vielfach nur als eine unaheure Reklame ansieht!“ —

Der Kellner trat in diesem Augenblick wieder an den Tisch und reichte den Koffa. Dr. Hardt bat um die Rechnung und befahl ein Auto. Vom Bayerischen Platz klingelten die elektrischen Bahnen undeutlich herüber. Zuweilen segte ein Windstoß durch den kleinen Restaurationsgarten, daß die Lampen hin und her schwankten und die Decken auf den Tischen aufwirbelten.

„Daisy ist heute früh nach Groß-Rausen abgefahren“, nahm jetzt Eva wieder das Wort, „und hat mich gebeten, sobald wie möglich nachzukommen. Ich hoffe, schon morgen oder übermorgen ihren Wunsch erfüllen zu können, damit sie gerade in dieser kritischen Zeit eine befreundete Seele zur Seite hat.“

„Wie steht sie jetzt eigentlich zu Achim?“

„Sie vermeidet jede Erwähnung seines Namens, aber sie beschäftigt sich innerlich offenbar noch sehr viel mit ihm. So sammelt sie sorgfältig sämtliche Pressenotizen über seinen Prozeß und hat sich auch, was früher ganz verpönt war, mehrere große Tageszeitungen nach Groß-Rausen herausbestellt.“ —

Sie hatte bei den letzten Worten ihre Tasche aufgenommen und rüstete sich zum Aufbruch.

„Eine kleine Landsmännin von mir tritt heute abend in einem Nachtkabarett am Potsdamer Platz auf und hat mich gebeten, ihrem Debüt beizumachen und

ihre Leistungen zu begutachten. Hätten Sie wohl Lust, Herr Doktor, mich dorthin noch zu begleiten?"

"Aber mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau! Sie wissen doch, daß Sie nur zu befehlen haben und ich folge Ihnen bis an das Ende der Welt!" —

Die Kleinkunstbühne, auf der die junge Baitin auftreten sollte, lag am Eingang der Bellevuestraße, schräg gegenüber dem „Espanade“-Hotel. Ein breiter bunter Stoffbaldachin war bis zur Autoanfahrt auf die Straße vorgepannt. Dann ging es durch einen Torweg über einen regennassen Gartenhof bis zu einem würfelförmigen Hintergebäude, dessen fensterlose Fassade von den Monden zweier Bogenlampen mit einem unruhig-flimmernden Schneelicht übermalt wurde und in seiner ganzen Architektur noch seine ursprüngliche Zweckbestimmung als Autogarage unschwer erkennen ließ. Dr. Hardt erstand zwei Logenplätze, und ein galonierter Diener begleitete sie zu einer kleinen Seitenloge unmittelbar neben der Bühne, die durch einen Gobelinvorhang gegen den übrigen Zuschauerraum halb verschlossen war.

Ein französischer Einakter ging soeben zu Ende, eine bluttriefende Groteske, in der ein elegantes Pariser Aristokratenehepaar, das die Sensation einer Montmartre-Aneipe kennenlernen wollte, von einer wüsten Apachenbande ausgeraubt und ermordet wurde.

Dann trat unter einem jubelnden Begrüßungssturm eine kleine Sängerin auf, ein zierliches Persönchen mit einem verschminkten Gassenjüngengesicht, ein buntes Pierrettemüßchen fed auf dem brandroten Haar, über deren selbstverfälschte entzückend-freche Chansons seit Jahren das tosende Gelächter der ganzen Stadt aufstieg. Auch heute schmetterte sie mit kreischenden Ritardandi und Crescendi ein paar urberlinische Gassenhauer in das johlende Parkett, während sie mit dem tierisch-graziösen Gang der Lulu Wedekind am Orchester entlangmarschierte und zwischendurch mit schlagend improvisierten Witworten auf übermütige Zurufe aus den Logen antwortete.

Sie war noch im Abgehen begriffen, als bereits die Vertreter der nächsten Nummer, zwei amerikanische Exzentriks, von dem Geheul der Bühnenarbeiter begleitet, mit grotesken Gliederverrenkungen über die Szene tobten und die letzte Coupletstrophe ihrer Vorträge in einem erstaunlichen Pidgin-Englisch parodierten. Dann schlug der größere der beiden Clowns seinen Partner mit einem Beil auf einmal hinterrücks tief in den Schädel und begoß ihn von vorn aus einer großen Kanne mit Petroleum. Eine schwappende blutige Beule von Fußballgröße wuchs dem Unglücklichen sofort zur Stirn heraus, zugleich brannte sein grobsträhniger Haarschopf lichterloh. Doch unerschüttert schlenderte der Mann mit dem brennenden Kopf in aller Seelenruhe bis zur Bühnenrampe, zog hier eine Siphonflasche aus der Tasche und löschte das Feuer mit ein paar zischenden Sodawasserstrahlen. Mit einem unglaublich blöden Gesicht stand er eine Zeitlang wie ein Storch unbeweglich auf einem Bein, indes ihm aus dem rechtwinklig abgebogenen anderen Bein die Knieachse leibhaftig zur Hose herauswuchs, und bürstete mit einem Duzend Kleiderbürsten, die er nacheinander aus der unergründlichen Tiefe seines Hosensbodens hervorholte, sorgfältig seinen völlig zerlumpten Frack; dann hängte er seinen Hut an einen unsichtbaren Nagel in die leere Luft, winkte seinem zu Boden gefallenem Taschentuch so lange, bis es ihm endlich von selbst wieder in die Hand zurückflog. Sein Partner hatte sich inzwischen von neuem heimlich herangeschlichen und schlug ihn mit einer zollweiten Eisenkette plötzlich über den Hinterkopf, in dem immer noch das Beil steckte. Allein diesmal wandte sich der Angegriffene blitzschnell um, hieb seinem Widersacher eine schwere vielgliedrige Schiffskette, an der er seine Mantelketten befestigt hatte, ein paar mal um die Ohren und sprengte ihn zum Schluß mit einer dynamitähnlichen Explosion in die Luft.

Dr. Hardt sah mit künstlerischem Interesse auf das bunt wogende Bild des unablässigen Kommens und Gehens in dem schillernden Licht der elektrischen Lampen, die in allen Farben des Regenbogens vibrierten.

In diesem Augenblick erhob sich eine junge Dame von einem Tischplatz fast unmittelbar unter seiner Loge. Ein Herr im Smoking war gleichzeitig mit ihr aufgestanden, ein geschmeidiger, schlanker Mensch mit einem harten, schmalen Schauspielergesicht.

Unwillkürlich lehnte sich Dr. Hardt in die Deckung des Gobelinvorhangs weiter zurück. Sein scharfes Auge hatte an einer einzigen Bewegung des Kopfes sofort die Dame erkannt. Aber auch der sie begleitende Herr schien ihm seltsam vertraut. Mit blitzschneller ordneten sich die Erinnerungsbilder in seinem kramphast arbeitenden Hirn. Und dann auf einmal schossen alle seine Gedanken in einer Vorstellung zusammen: Franz Placzek, Achims Diener! —

„Gnädige Frau“, sagte er mit leicht verschleierter Stimme, „ich muß Sie Ihrer kleinen Freundin leider allein überlassen und um Urlaub bitten. Die Jagd geht auf!“

Eva sah erstaunt in das vor Erregung ganz blaß gewordene Gesicht. „Um Gottes willen, was haben Sie denn, Herr Doktor?“

Statt aller Antwort wies er auf das Menschengewoge des Mittelganges.

„Hedwig“, sagte er ganz einfach. Dann neigte er sich zum Abschied über Evas Hand und trat in den kleinen Seitengang hinter den Logen hinaus. Auch Hedwig und ihr Begleiter hatten sich inzwischen dem Saalausgang zugewandt. Durch eine Säule gedeckt sah er, wie sie in der Garderobe ihre Sachen in Empfang nahmen und das Theater verließen. Im nächsten Augenblick drängte er sich selbst durch das promenierende Publikum der Vorhalle und eilte ihnen auf den Gartenhof nach. Als er auf der Bellevuestraße stand, hatte das Paar bereits die Postkutsche des Potsdamer Platzes erreicht. Der Regen peitschte noch immer in unverminderter Gewalt vom Himmel herab. Unablässig trieb der Wind breite Schauer von Sprühregen wie Wellen über den seuchten Damm. An der Ecke der Potsdamer Straße hatte sich bereits ein kleiner See gebildet, so daß Dr. Hardt sich nur mühsam auf einer schmalen Furt zwischen den Omnibussen und elektrischen Bahnen hindurchwinden konnte und für Sekunden seine Opfer ganz aus den Augen verlor. Dann aber entdeckte er Franz Placzeks hellen Sportpaletot auf einmal wieder unter dem Lichtkegel einer Bogenlampe im Engpaß der Zufahrtstraße des Wannseebahnhofs. Es war also mit Sicherheit anzunehmen, daß die beiden nach einem der westlichen Vororte hinauszufahren beabsichtigten.

Fünf Minuten später sah Dr. Hardt in einem Abteil zweiter Klasse der Wannseebahn. In dem dichten Menschengedrange des überfüllten Bahnhofs war es ihm ohne Schwierigkeiten möglich gewesen, dem verfolgten Paar auf den Fersen zu bleiben. Er hatte seinen Platz in einer Fensterrecke gewählt und beobachtet von hier aus mit wechselnder Spannung den Ein- und Aussteigerverkehr auf den einzelnen Stationen. Friedenau, Steglitz, Groß-Lichterfelde flogen vorbei. Dann endlich in Zehlendorf-Mitte tauchte der verätherische Mantel Placzeks wieder auf dem Bahnsteig auf. Hedwig hatte sich ihrem Begleiter in den Arm gehängt, sie gingen ruhig und sicher durch die Sperre und verschwanden im Treppenschacht der Tunnelunterführung. Dr. Hardt folgte ihnen langsam im Strom der übrigen Reisenden; er hatte vor Jahren, als er am Botanischen Garten Studien über exotische Pflanzen gemacht hatte, eine Zeitlang in Zehlendorf gewohnt und kannte das Straßennetz in der näheren Umgebung des Bahnhofs zufällig ganz genau. Als er aus dem Tunnel wieder ins Freie trat, sah er Franz und Hedwig in einer Entfernung von kaum hundert Schritten vor einem hellerleuchteten Café stehen.

Anscheinend beratschlagten sie, ob sie noch einmal in das Lokal eintreten sollten, setzten dann aber nach kurzem Verweilen beschleunigten Schrittes ihren Weg fort. Dr. Hardt, der nur einen leichten Sommeranzug trug, fühlte sich bereits bis auf die Haut durchnäßt; doch er achtete kaum darauf, mit fieberhaft geschärften Sinnen blieb er wie ein Jagdhund auf der Fährte der Verfolgten. — —

(Fortsetzung folgt.)

In einer Spielhölle im alten Konstantinopel.

Von Hugo v. Köller.

Noch vor weniger als zwei Jahrzehnten war das aus Palästen und Konaks bestehende Zildis mit seinen herrlichen Parks ein von der Außenwelt fast abgeschlossenes Eden. Hier thronte der allgewaltige Sultan Abd ul Hamid, umgeben von seinen ausgewählten Getreuen. Nicht nur die ottomanischen Untertanen des Padischah, sondern auch alle Islambekenner der Welt, die im Sultan den Kalifen — den Schatten Allahs auf Erden — anerkannten, nahen sich diesem Ort in Ehrfurcht. Ohne besondere Genehmigung des Sultans konnte kein Sterblicher die Tore von Zildis durchschreiten.

Tempora mutantur! Abd ul Hamids Zeiten gehören der Geschichte an. Der Nimbus um Zildis ist in ein Nichts versunken. Was Pietätlosigkeit aus Zildis machen konnte, ist geschehen. Die früher vor aller Augen streng verborgenen intimsten Gemächer, in denen der Sultan mit seinen 600 Haremsdamen hauste, sind geöffnet für jedermann. Eine Spielbank mit allem Drum und Dran hat sich hier etabliert! Und jeder, der sein Glück versuchen will, der die Hoffnung hat, seine Vermögenslage an diesem gelsprudelnden Brunnen zu verbessern, kann in Zildis eintreten. Eine öffentliche Spielbank an Stelle geheimer, mit schönen Frauen angefüllter Harems!

Spielhöllen waren früher in der Türkei streng verboten. Wie aber dies Verbot befolgt wurde, soll nachstehende Erzählung illustrieren. Denn es gab trotz Verbot geheime Spielhöllen, sogar in Konstantinopel selbst. Wenn in ihnen auch wenig zu gewinnen war, da die Unternehmer lediglich auf Gewinnen eingestellt waren, so konnten die Dummen, die darauf hineinfelen, um so mehr verlieren. Durch Fallschpiel und allerhand Tricks wurden die Raiven restlos ausgeplündert. Das von den Unternehmern solcher Spielhöllen am meisten geschätzte Publikum waren natürlich die Fremden, die in dem guten Glauben eintraten, in einem ehrlichen Hazardspiel ihr Glück versuchen zu können. Die Einheimischen waren als Pointeurs nicht beliebt, da sie von vornherein Mißtrauen hegten und zu scharf aufpaßten. „Beim Rouletteispiel ist ein Betrug unmöglich“, behaupteten oft die noch nicht Eingeweihten, bis sie die Erfahrung gemacht hatten, daß die Männer an der Roulette eine unheimliche Gewalt über die herumgeschleuderte Kugel besaßen.

Auch in unseren Kreisen sprach man manchmal über die verbotenen und trotzdem in vollem Betrieb stehenden Spielhöllen. Nach einem Raut auf einer Botschaft gingen wir, etwa fünf bis sechs Herren, zu Fuß nach Pera zurück, um im Deutschen Klub noch ein Glas Bier zu trinken. Auf dem Wege dahin kamen wir an dem Polizeipräsidium von Pera vorüber. In diesem Moment machte ein Herr unserer Gesellschaft den Vorschlag, uns mal hier eine Spielhölle anzusehen, die gerade gegenüber vom Polizeipräsidium installiert sei. Zunächst erschien es uns unmöglich, daß ausgerechnet hier, sozusagen unter den Augen der Polizei, das verbotene Spiel ausgeübt wurde. Aber der Herr war seiner Sache sicher, und wir folgten ihm in das durchaus unverdächtig erscheinende Haus. Einen Revolver hatten natürlich wir alle bei uns; zudem waren wir fünf kräftige Deutsche, — es war also kein Risiko dabei. Wir stiegen eine schmale, schwachbeleuchtete Treppe hinauf, die auf einem langen, noch weniger beleuchteten Korridor endete. Es brannte hier nur eine jämmerliche Wandleuchte. Unter dieser sah in voller Uniform — ein türkischer Polizist! Er erhob sich und trat uns entgegen. „Es ist verboten!“ redete er uns an. — „Was ist verboten?“ fragten wir. — „Das Spiel“, lautete die Antwort. — „Wir wollen ja gar nicht spielen, nur mal sehen.“ — „Es ist verboten!“, stammelte das Auge des Gesetzes nochmals. — „Ach was“, fuhr ich ihn an, „halte das Geschäft nicht auf“, und drückte ihm einen Fallschirm in die Hand. Darauf verbeugte sich dankend der Mann in Uniform, eilte uns voraus und sagte höflich: „Bitte sehr, meine Herren, die letzte Tür links.“

Wir traten in ein kleineres Zimmer, in dem ein langer Tisch fast von einer Quermur bis zur anderen reichte. Auf dem Tisch eine Roulette, daneben das bekannte grüne Wachtuch mit den 36 Nummern usw. Spielmarken in allen Farben haufenweise. Hinter der Roulette stand ein kleiner, dicker Mann mit mächtigem schwarzem Schnurrbart, in samtlicher griechischer Uniform. Neben ihm zwei Croupiers, nämlich Griechen von wenig vertrauenerweckendem Äußern. Im Rücken dieser drei „würdevollen“ Herrn befand sich eine nur angelehnte Tür — wohl eine Rückzugslinie für alle Fälle! Die beiden Kopfenden des Tisches waren besetzt von zwei überaussehnenden Gestalten, die mit ihren Stühlen den Durchgang um den Tisch herum versperrten. Kurzum, die ganze Situation war so aufgemacht, daß der Bankhalter vor

jedem Angriff geschützt war. An unserer Seite des Tisches saßen noch etwa ein halbes Duzend Individuen, die leidenschaftlich spielten und — immer gewannen! Komplizen des Bankhalters, die gegen geringen Tagelohn Statistenrollen spielten. Zwischen all diesem Gesindel sah ein Fremder, ein Russe, der geradezu schamlos ausgeplündert wurde. Er war betrunken und merkte nichts von dem Schwindel, dem er zum Opfer fiel.

Als wir eintraten, herrschte für einen Moment tiefe Stille. Aller Augen waren auf uns gerichtet. Fünf elegante Herren im Frack und weißer Binde! Man hielt uns natürlich auch für Fremde und setzte wohl schon die kühnsten Hoffnungen auf uns. Der griechische Bankhalter stand zuerst seine Fassung wieder und tat so, als ob ein derartiger Besuch bei ihm etwas alltägliches wäre. Er rief dauernd sein: „Taites votre jeu, Messieurs!“ Wir sahen dem Spiel zunächst zu, beobachteten scharf den Bankhalter und seine Roulette, konnten aber nichts Ungehöriges wahrnehmen. Nur wenn der Russe gesetzt hatte, verschwand des Bankhalters eine Hand wie zufällig unter der Tischplatte, die Roulette stand dann bald still und — der Russe hatte wieder verloren!

Eine ganze Weile ließ der Grieche sich unser tatenloses Zusehen gefallen; dann aber fragte er in einem höflichen, wenn auch furchtbaren Französisch, ob wir nicht auch einmal unser Glück versuchen wollten. Ich stand ihm gerade gegenüber und sagte in verächtlichem Ton: „Das ist ja alles Schwindel, darauf fallen wir nicht hinein.“ Da beugte sich der Mann im schabigen Smoking weit über den Tisch und sah mir mit starrem Blick in die Augen. „Mein Herr“, sagte er, „als ob ein Hellseher aus ihm sprach, ich sehe in ihren Augen den Glücksstern. Wenn Sie heute abend nicht spielen, so versäumen Sie einen Augenblick des Glücks in Ihrem Leben, der Ihnen viel Geld gebracht hätte.“ — „Quatsch, Kopf“, erwiderte ich. Aber, sei es nun, daß der Kerl mich doch beeinflusst hatte mit seinem Gerede, oder folgte ich einer momentanen Eingebung, — ich zog ein Zehnfrankenstück aus der Tasche und warf es auf den grünen Bogen. Es fiel auf Nummer 1. Die Kugel rollte. Des Bankhalters Hand verschwand unter dem Tisch. Irgend etwas knachte — die Kugel lag still. Der Grieche hob den Dedel von der Roulette, machte ein furchtbar überraschtes Gesicht und verkündete: „14 — rot! Mein Herr, was habe ich Ihnen gesagt? Sie haben heute Ihren Glückstag! Mein Gott“, seufzte er, „ich sehe schon meine Bank auffliegen. Dieser Herr wird sie sprengen.“ Während dieses Herzensergusses des biden Gauners zahlte der Croupier mir 18 Zwanzigfrankenstücke auf den Tisch. Es war das wohl ein ganz ungewöhnliches Ereignis, — der Moment war direkt feierlich. Ich undankbares Geschöpf aber strich schweigend meine 360 Franken ein, ohne Danke zu sagen. Alles wartete nun auf meinen weiteren Satz. Es erfolgte aber nichts dergleichen. Ich zündete mir eine Zigarette an und schlug den anderen Herren vor, nunmehr nach Hause zu gehen. Da fuhr der bide Grieche auf: „Wie? Sie wollen nicht weiter spielen?“ — „Nein, ich danke. Ich wollte nur mal sehen, wie Sie es machen, daß ich den ersten Satz gewinne. Nun kenne ich den Nummel. Das genügt mir.“

Alle sprangen auf. Unfreundliche Mienen. Drohendes Gemurmel. Wir rissen unsere Revolver heraus und verließen, rückwärtsschreitend, die Spielhölle.

Aphorismen.

Von Josh Villinas.

(Übertragung von Max Havel.)

Ein Mensch, der sich selbst ein guter Gesellschafter ist, ist es auch für andere.

Ein Mensch mit einem kleinen Kopf ist wie eine Stednadel ohne Kopf: sehr befähigt, über sein Maß in die Tiefe der Dinge hineinzugelangen.

Die Ursache, warum so wenig Menschen in der Welt glücklich sind, liegt darin, daß sie ihre Körper territorial für ihre Seelen halten.

Es ist eine große Kunst, anderen Menschen überlegen zu sein, ohne sie es wissen zu lassen.

Die besten Reformen sind die, die all ihre Bett darauf verwenden, sich selbst zu reformieren. Denn der Welt ein gutes Beispiel geben ist mehr wert als ein Duzend Vorschriften.

Es gibt zwei Dinge im Leben, auf die wir niemals völlig vorbereitet sind — und das sind Zwillinge.



Das Fernsehen in natürlichen Farben.

Von Ernst Trebesius.

Rastlos bemüht sich eine stattliche Zahl von Fachleuten und Erfindern um die Lösung des schon seit einigen Jahrzehnten heiß umlämpften Problems des elektrischen Fernsehens. Bald vermag dieser, bald jener dem Vorhandenen eine neue Erkenntnis hinzuzufügen, und langsam reißt der Fernseher seiner Vollendung entgegen. Sogar die ideale Apparatur, die ein Fernsehen in natürlichen Farben ermöglichen soll, ist neuerdings in den Bereich menschlichen Forschungsdranges gezogen und längst mit zunächst befriedigendem Erfolg in den Versuchsräumen der Bell Telephone-Werte in Amerika vorgeführt worden. Zur Fernübertragung der farbigen Bilder benutzte der Erfinder dieser Apparatur, H. E. Ives, so ziemlich die gleichen Vorrichtungen, die er bisher zur Übermittlung einfarbiger Bilder verwendete. Das Besondere seiner Erfindung sind neue photoelektrische Zellen und neue gasgefüllte Röhren. Die farbige Wirkung der Bilder kommt nämlich zustande durch die Art und Anordnung der photoelektrischen Zellen auf der Sendeseite und der Neon- und Argonlampen auf der Empfangsseite.

Da die photoelektrische Zelle eines Fernsehers, der natürliche Farben wiedergeben soll, für das ganze Spektrum empfindlich sein muß, genügt die bisher gebräuchliche Zelle mit Kalium nicht. Sie wurde ersetzt durch eine neue Zelle, die Natrium enthält. Spricht die Kaliumzelle nur auf das blaue Ende des Spektrums an, so ist die Natriumzelle für alle Farben bis zum tiefen Rot empfindlich. Der Erfinder Ives machte sich bei der Entwicklung seines Fernsehers den glücklichen Umstand zunutze, daß sich durch ein Gemisch der drei Grundfarben blau, gelb und rot jeder Farbton herstellen läßt. Aus dieser Erwägung ergab sich die Anordnung von drei Gruppen photoelektrischer Zellen an Stelle von einer, wie man sie beim einfarbigen Fernsehen benötigt. Jede Gruppe dieser Zellen hat bei der Zerlegung eines farbigen Bildes in seine Grundfarben eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Sie sind deshalb mit Farbfiltren aus farbiger Gelatine abgeblendet. Orangefarbene Filter bewirken, daß die damit abgeblendeten Photoszellen die Gegenstände so sehen, wie sie von den rotenempfindlichen Nerven der Augenhaut wahrgenommen werden. Gelbgrüne Filter vor der zweiten Zellengruppe lassen nur grüne Strahlen hindurch, und grünlichblaue Filter vor der dritten Zellengruppe lassen nur die blauen Farben auf die betreffenden Zellen einwirken.

Wird also die Sendeseite des Fernsehers mit drei solchen Zellengruppen ausgerüstet, dann sind die Vorbedingungen zum Senden farbiger Bilder erfüllt, da die Lochscheibe und Lichtquellen die gleichen bleiben wie bei der Lichtabtafung des einfarbigen Fernsehens. Die photoelektrischen Zellen sind in einem Behälter, dem sogenannten Zellenkäfig, angeordnet. Mit Rücksicht auf die verschiedenen große Empfindlichkeit der Zellen den einzelnen Farben gegenüber hat Ives bei seiner Versuchsanordnung 2 Zellen mit Blaufiltren, 8 mit Grünfiltren und 14 mit Rotfiltren vorgesehen. Er erreicht damit, daß die von den Zellen ausgelösten elektrischen Zeichen für die drei Farben die gleiche Stärke haben. Innerhalb des Zellenkäfigs sind die Zellen in drei Gruppen angeordnet. Eine befindet sich dem aufzunehmenden Gegenstand hoch gegenüber, und je eine rechts und links schräg zu ihm. Die Zellen erhalten also ihre Lichteindrücke von beiden Seiten und von oben. Damit das vom Gegenstand auf die Zellen geworfene Licht gut zerstreut wird, sind vor den Zellen große Tafeln aus rauhem Plexiglas angeordnet.

Das Senden eines farbigen Bildes geht in bekannter Weise so vor sich, daß die Person, deren Bild übertragen werden soll, auf einem Stuhl vor dem Zellenkäfig Platz nimmt. Ein Lichtstrahl tastet die Person punktweise ab, und die photoelektrischen Zellen verwandeln die empfangenen Lichteindrücke in elektrische Impulse, die nach entsprechender Verstärkung drahtlos oder auf Leitungen zur Empfangsstation geleitet werden. Die von den farbenempfindlichen Zellen hervorgerufenen Fernsehzeichen sind elektrisch von denen des einfarbigen Fernsehers nicht verschieden, nur muß für jede Farbe eine besondere Verstärkeranordnung vorgesehen werden, dergleichen auch drei Verbindungswege.

Da auf der Empfangsseite die drei farbigen Bilder in den ihnen zukommenden Farben empfangen und überein-

andergelagert gleichzeitig betrachtet werden müssen, wenn das Auge den Eindruck eines farbigen Bildes erhalten soll, so galt es zunächst neue Lichtquellen zu finden, die mit gleicher Empfindlichkeit wie die zum einfarbigen Fernsehen benutzten Neonlampen auf jeden noch so geringen elektrischen Strom ansprechen und gleichzeitig rotes, grünes oder blaues Licht ausstrahlen. Rotes Licht ließ sich leicht erzielen mit einer Neonlampe, der man einen roten Filter vorschaltete. Zur Erzielung des grünen und blauen Lichtes wurden zwei mit dem Edelgas Argon gefüllte Lampen verwendet. Ein blauer Filter vor der einen Argonlampe ergibt blaues und ein grüner vor der anderen das gewünschte grüne Licht.

Die drei Lampen mit ihren Filtern sind hinter einer Lochscheibe von 400 Millimeter Durchmesser angeordnet. Ein System von Spiegeln vereint die von den drei Lampen ausgehenden Lichteindrücke und wirft das zusammengefaßte Licht auf ein Linsensystem, das den Lichtstrahl in eine kleine Öffnung vor der Lochscheibe weiterleitet. Hier empfängt das Auge des Betrachters das zusammengefaßte Licht der drei Lampen. Sind die Lichtstärken der drei Bilder richtig aufeinander abgestimmt, so sieht der Betrachter die vor der Sendeeinrichtung sitzende Person in ihren wirklichen Farben. Freilich gleicht das geschaute Bild zunächst nur einem kleinen Kinobildchen. Von diesem Bildchen bis zur farbigen Wiedergabe bewegter Massen Szenen in natürlicher Größe, wie wir sie heute beim farbigen Film sehen, ist es noch ein sehr weiter Weg. Da der Film den gleichen mühevollen Weg gehen mußte und mit Erfolg zurückgelegt hat, so dürfte auch das Fernsehen in natürlichen Farben in absehbarer Zeit zu einer der vielen Selbstverständlichkeiten unseres Daseins geworden sein.

Die Zähmung des Nitroglycerins.

Nitroglycerin, so hieß es bisher, brauchte man nur scharf anzusehen, um seine Explosion herbeizuführen. Von allen bekannten Explosivstoffen hatte Nitroglycerin die meiste Tendenz, auf die leichteste Erschütterung hochzugehen, und so kam es, daß diese unschuldig aussehende Flüssigkeit trotz ihrer hervorragenden Triebkraft für militärische Zwecke überhaupt nicht verwendet und auch sonst kaum gebraucht wurde. Der Umgang mit Nitroglycerin war eben eine gar zu fähige Sache. Nun ist es jedoch einem Züricher Gelehrten, Dr. A. Stettenbacher, gelungen, den gefährlichen Sprengstoff zu zähmen. Er stellte eine Mischung von 20 Prozent Nitroglycerin und 80 Prozent Pentaerythrittrinitrat her, die ein Sprengmittel von außerordentlicher Explosivkraft und hoher Widerstandsfähigkeit gegen Stöße und Erschütterungen ergab. Diese neue Nitroglycerinmischung, die den Namen Penthrinit erhalten hat, dürfte künftig weite Verbreitung finden und das Dynamit verdrängen, da ihre Handhabung durchaus ungefährlich ist und ihre Herstellung auf elektrochemischem Wege nur geringe Kosten erfordert.

Eine Doppel-Glühlampe.

Die elektrische Glühlampe ist in letzter Zeit vielfach verbessert worden. Ihre Leuchtkraft wurde gesteigert, ihre Empfindlichkeit gegen Erschütterung vermindert und die mit der Zeit auftretende Schwärzung des Glases auf ein Minimum reduziert. Aber die Brenndauer, das Leben der Lampe, blieb nach wie vor begrenzt, und war der Metallfaden einmal durchgebrannt, dann mußte die Lampe eben auf den Reichtthausen geworfen werden. Neuerdings ist nun eine Glühlampe auf den Markt gebracht worden, die insofern einen großen Fortschritt darstellt, als sie sozusagen zwei Leben besitzt und ruhig weiter gebraucht werden kann, wenn ihr Metallfaden gerissen ist. Diese Lampe besitzt nämlich zwei geforderte Brennkreise aus Metalldraht, von denen einer durchtrennen kann, ohne daß der andere in seiner Funktion gestört wird. Erleuchtet die Lampe, so reißt man einfach eine an ihrem Sockel befindliche Isolierscheibe ab und legt so den zweiten, bisher unbenutzten Stromkreis in Tätigkeit. Die nur geringe Erhöhung des Preises dieser Lampen wird durch die doppelte Brenndauer mehr als wettgemacht. Die Lampen werden mit 110 bis 220 Volt Spannung für 25, 40, 60 und 75 Watt geliefert.